

1. Ehem. Bruderhaus. 2. Grabkreuz von 1386. 3. Erste Gedenkkapelle. 4. Schlachtkapelle von 1551. 5. Beinhaus. 6. Strasse von Sempach. 7. Bach. 8. Bremenstall. 9. Denkmal mit der Inschrift: „Hier hat Winkelried den Seinen eine Gasse gemacht." 10. Meierholz. 11. Wiederkehr. 12. Strasse von Hildisrieden und Luzern. 13. Oberschlacht. 14. Im Schlüssel.

Schlacht-Kapelle bei Sempach 1886.

Einleitung.

Eine halbe Stunde über dem Städtchen Sempach liegt das Schlachtfeld mit der Kapelle, der Hochaltar genau auf der Stelle, wo Leopold starb. Weit über den Grund des Gotteshauses reicht das Grab der Sieger und der Herzoglichen: aus dem hohen Grase ragende Kreuze von Stein bezeichnen den geweihten Umkreis. Todtenschädel und Gebeine, die beim Feldbau manchmal zu Tage kommen, werden in einem kleinen Knochenhaus nebenan niedergelegt. Das Kirchlein ward von den frommen Eidgenossen gleich nach der Schlacht gebaut und schon im folgenden Jahre eingeweiht; die Wandmalerei wurde nach älteren Vorlagen 1551 und 1640 angebracht und 1825 restaurirt, zwar nicht mit Geschick, immerhin sind die 148 Wappen von Leopolds Getreuen besser gestaltet als die meisten von heutzutag. Da überdies die Feuchtigkeit während der sechzig verflossenen Jahre Vieles verwischt und ein Gepräge hinterlassen hat, welches der Laie für jenes hohen Alters nehmen könnte, so täuscht sich wohl mancher, als seien die Wappen von Schild und Helm der Erschlagenen abgenommen. Sonst erschaut er die Gestalten der zwei Feldherren, die beide dort fielen, in voller Rüstung mit aufgeschlagenem Visir, vor dem Herrn auf den Knieen, dann Winkelried und andere Kämpfer beider Heere. Keine Spur von Verhöhnung des „Pfauenschweifs", achtungsvolles Mitleid mit den Unterlegenen! Hier ist Gott die Ehre gegeben. Beim alljährlichen Gottesdienst am Schlachttage — heuer ist's der fünfhundertste — werden die Namen der todten Helden, vom Herzog Leopold bis zum ärmsten Senner öffentlich verlesen. Aus diesem einsamen Kirchlein scheidend, welches die Klage lind umrauscht, nimmt der Besucher einen ganz

anderen Eindruck mit, als den er von österreichischen oder sonst deutschen Bürgerschulen und Gymnasien hergebracht hat: dieser, auf Tschudi gegründet, aber nicht einmal aus ihm ganz zu rechtfertigen, wird folgender gewesen sein:

„Vor Jahrhunderten suchte ein Fürst von Oesterreich in seiner Tyrannen„laune Streit mit den freien Schweizern, um sie zu verknechten, und rückte „dieserhalb mit der K. K. Armee, welche damals aus selbstsüchtigen Aristokraten „und blutdürstigen Raubrittern bestand, auch mit vieler Artillerie — denn das „Pulver war vom Mönche Berthold Schwarz schon seit einigen Jahren erfunden „— vor die Schweizerische Festung Sempach, unterwegs abscheuliche Gräuel jeder „Art übend; noch schauderhaftere hatte man vor, denn es folgten, gleich beim „Gefechtstrain, zwei Wagen mit Stricken, um alle Gefangenen aufzuhängen. „Die Gebirgsbewohner, arme aber ehrliche Hirten, erhoben sich gegen die „drohende Fremdherrschaft wie ein Mann und zogen mit Sicheln, Dreschflegeln „und Holzhacken bewaffnet gegen den zahllosen Feind. Da sie nahten, sprach „Ochsenstein zum Erzherzoge: Diese groben Schweinczer wollen wir euch heut „Abend gebraten oder gesotten, wie ihr es lieber mögt, vorsetzen! Ein alter „Ritter Hasenburg meinte darauf: Hochmuth ist zu Nichts gut, ziehen wir „lieber die Reserve heran. Der übermüthige Pfaff hingegen rief: Hasenburg hat „ein Hasenherz! und so ward der Angriff beschlossen. Die Oesterreicher hieben „sich die langen Schnäbel von den Eisenschuhen, um beim Sturmlaufen nicht „gehindert zu sein, man nennt den Ort noch jetzt die Schnabelwiese; dabei hat „sich ein junger Reinach in den Fuß verwundet, dieser Knappe wurde weinend „vor Wuth davongetragen, hat aber diesem Unfall seine Rettung zu verdanken, „denn alle seine Verwandten fielen im Kampf, so daß ohne ihn die Familie „nicht fortgepflanzt worden wäre. Nun bildeten die anderen Raubritter ein Viereck „und reckten die langen Lanzen als undurchdringliche Hecke nach allen Seiten. „Da konnten die nackten Hirten freilich nicht heran. Einer unter ihnen, Arnold „Struthan Winkelried aus Unterwalden entschloß sich kurz, rief: Kameraden, „sorgt mir für Weib und Kind, ich will euch eine Gasse machen! ergriff mit aus„gestreckten Armen so viel Lanzen als er fassen konnte, und drückte sich sie in „die Brust; todt stürzte er mit den Speeren nieder, durch die so entstandene „Lücke drangen blitzschnell die Schweizer in den Eisenknäuel und stäubten ihn

„auseinander. Alle sammt dem Erzherzoge wurden niedergemacht, so daß nicht „Ein Mann überblieb zu verkünden: Das ist der Lohn des Frevelmuths!"

Wenn der Vortrag vielleicht auch nicht in diese Worte gefaßt war, so sind es doch unfehlbar diese Bilder, die sich dem Schüler einprägten. Durch belehrend auftretende Unwissenheit im Dienste handgreiflicher Geschichtsfälschung weiter getragen, hat jener Unsinn so allgemeine Verbreitung gefunden, daß ihm die Ehre der Widerlegung zu Theil werden muß.

Zuerst, daß an den Eidgenossen Streit gesucht wurde. Lassen wir einen Schweizer Geschichtsforscher sprechen: Nicht wenig Keckheit braucht es, um zu behaupten, die Feindseligkeiten seien von Seite des Herzogs eröffnet worden, nachdem die Luzerner während des verbrieften, beschworenen Friedens ohne Kriegserklärung die Stadt und Festung Rotenburg, die Zuger auch St. Andreas am Zugersee weggenommen hatten, beides unbezweifelt erkauftes Habsburg'sches Eigenthum. Die Sache Leopolds wurde allgemein als die gute betrachtet, auch die rechtlichen angeseheneren Bürger von Luzern mißbilligten jenen Streich. — Noch im Juni erfolgten dem Frieden zu lieb aus der herzoglichen Kanzlei Anerbietungen, man kann sagen, fast bedenklicher Art an die Luzerner Parteihäupter, so wenig war der beleidigte Fürst unversöhnlich.

Sodann „Fürst von Oesterreich" im Gegensatze natürlich zu den Republikanern. Leopold führte zwar den „weißen Strich in Roth" und hieß Herzog von Oesterreich, war es aber damals nicht. Sonst — wer weiß wie der Sempacher Krieg ausgegangen wäre! Auch nicht als Herrscher an der Mur und Drau, sondern als Grafen von Habsburg, als einheimischem Grundherrn gehörten ihm die angefochtenen Rechte.

Die dritte Täuschung ist die Tyrannenlaune. Leopolds edles Herz liebte alle, die durch Tugend und Rittermuth glänzten, darum hieng der schwäbische und rheinische Adel an ihm. Auch die Bürger seiner Städte waren ihm innig ergeben. Gut, sanft, wohlthätig und hohen Sinnes, wollte er Niemand schaden und Jedermann nützen. In keiner Chronik der alten Eidgenossen, ebensowenig in einer Darstellung der neuen findet sich eine Schmähung gegen Leopold. Eine Nachricht besagt, der Bauer, welcher dem niedergeworfenen Fürsten den Todesstoß versetzte, sei dafür in Bern öffentlich hingerichtet worden, sie muß falsch

sein, wie konnte sie aber nur unter die Leute kommen, wenn der Herzog nicht in allgemeiner Verehrung stand? Es finden sich viele Denkmäler herzlicher Trauer, so:

Mors quid fecisti? quare talem rapuisti,
Et totam tristi vultu patriam statuisti,
Et destruxisti vas nobile? cur Deus isti
Tu non parcisti, quem tum celsum statuisti?
Subveniant isti subito rogo vulnera Christi!

An anderer Stelle minder objectiv:

Wie kann man das genug beklagen,
Daß von den Seinen ist erschlagen
Der edle Herzog hochgeboren,
Und die Getreuen ha'n verloren!

und gar: Orta est lux malis et rectis corde tristitia. In volleren Tönen noch klingt Leopolds Preis aus dem Munde seiner alten Anhänger, von Suchenwirts Leier mit ungewohntem Schwung. — Das wahrheitsgetreue Bild paßte nicht in den Kram: es mußten den Pinseln Giftfarben geliefert werden!

Nun zum vierten irreführenden Fehler des ersten Satzes, da wo von den freien Schweizern die Rede ist. Sämmtliche Unterthanen Leopolds genossen zwar mehr Freiheit als irgend ein heutiger Europäischer Steuerzahler, aber in dem Sinne frei, welcher da beabsichtigt ist, nämlich mit Recht unabhängig, konnte man beiweitem nicht alle Eidgenossen nennen. Die Männer von Entlebuch sagten noch Ende 1385 „unsere gnädige Herrschaft von Oesterreich", die von Sempach noch am 6. Januar 1386 „unser Herr von Oesterreich". Glaris und Zug gehörten unstreitig zu den Staaten Leopolds. Luzern hatte sein Urgroßvater König Rudolf im Frühjahr 1291 gekauft, und der Herzog nannte die Bürger noch seine „lieben Getreuen", doch nur in fürstlicher Artigkeit, denn schon seit 1356 hatten sie sich losgemacht, wenn sie ihm schon Gefälle, Steuern, Hofstattzinsen, ja selbst den Zoll zu Luzern regelmäßig ausfolgen ließen bis zur Schlacht bei Sempach. An diesem blutigen Tage haben auch die Uebrigen ihre Unabhängigkeit erstritten: von da an war sie vollendete Thatsache.

Ein österreichisches Heer wäre es gewesen. Schimmert da nicht ein Hinblick auf „verthierte Soldknechte einer blutdürstigen Camarilla" hindurch? Nicht

zu leugnen steht: Die landläufige Darstellung des Sempacherkriegs ist nicht so fast aus eigener Unwissenheit hervorgegangen als auf fremde berechnet, obschon derselben auch erstere nicht abgesprochen werden soll. — So sähe sich denn die heutige österreichische Armee mit frohem Staunen zum Erben des Ruhmes von Sempach eingesetzt! In Wirklichkeit aber war kein einziger Oesterreicher da. Auch von den übrigen Kronländern des jetzigen Kaiserstaates zogen nur etwa fünfzig Tiroler mit Leopold, sein Lehensheer bestand größtentheils aus Angehörigen jetzt schweizerischer Gegenden, wozu noch die Blüthe des Adels von den oberen Landen kommt, dann viele Städtebürger und vielleicht auch Bauern, einer wenigstens erscheint unter den Todten. — So verschwinden bei heller Beleuchtung alle Gegensätze, welche man künstlich hineingelegt hat, z. B. zwischen Adel und Volk*), denn auch bei den Eidgenossen standen außer zahlreichen Edelbürgern viele ganz feudale Gestalten; ebenso verfehlt wäre eine Entgegensetzung von conservativ und radical; democratisch im heutigen Sinne war in den Waldstätten zuverlässig kein Mensch: auch beim herausforderndsten Vorgehen beriefen sie sich auf historisches Recht, welches ihnen die Kaiser Friedrich II., Ludwig der Baier — nos, qui sumus supra jus sagt er —, Karl IV. und König Wenzel der Faule, freilich in seltsamer Weise, zugerüstet hatten. Wollte man schon ungeschichtlich das damalige Helvetien als ein Zusammengehöriges und die Ansprüche der alten Eidgenossenschaft als vollgültig ansehen, ungefähr so wie die Dinge 1847 im Sonderbundskriege lagen, so bliebe nichts übrig, als in dem Kampfe einen Bürgerkrieg um die Macht zu sehen, mit keinem wesentlicheren Unterschiede, als daß 1386 Luzern auch Gebietserweiterung auf Kosten der Gegner erstrebte. Es geht aber überhaupt nicht, die Begriffe und Vorstellungen unserer Zeit in das Mittelalter hineinzutragen. Mit der gesuchten Gegnerschaft zwischen Schweiz und Oesterreich ist es demnach Nichts. In Einem Stücke aber mögen sich die Krieger des gegenwärtigen Oesterreich, auch

---

*) Begründet war solcher nicht. Doch steht nicht in Abrede, daß der Kampf gegen die Eidgenossen von vielen der ritterlichen Anhänger Habsburgs, besonders den jüngeren, in befangener Weise als Parteisache der Aristokratie betrachtet wurde, denn das liegt in der Natur der Sache, ganz so wie der Haß gewisser Unritter gegen das Haus Habsburg.

jeder andere Kaisertreue, allerdings Erbs erklären: im berechtigten Stolze darauf, daß ihr Kriegsherr und Landesfürst, welcher den Biderben von Sempach wie den König Rudolf, Leopold den Glorreichen, Max I. und eine lange Reihe von Helden unter seinen Ahnen zählt, die Ausübung jeder Rittertugend als Geblütsrecht ansprechen kann!

Nun weiter mit der Richtigstellung. Die Kanonen kommen auf Rechnung Etterlins. In Wirklichkeit führte Leopold nicht einmal das damals übliche Belagerungszeug mit sich.

Die Ausschreitungen betreffend, werden solche niemals unter den Augen des Kriegsherren begangen, wäre er auch minder menschlich als Leopold: die Abtheilung war ja so klein, daß er sie bequem übersehen konnte. Sollten Stricke nie anders verwendet werden als zu den Zwecken Meister Hämmerleins? Man braucht zum Packen, Grünfouragiren, Lagerschlagen, Anbinden des Viehes und anderen Verrichtungen recht viele, die sich im Feld schnell abnützen und aus dem Vorrath ersetzt werden müssen. An's Würgen der Gefangenen dachte Niemand. Karl den Kühnen konnte rohe Wuth zu Schandthaten hinreißen, deren selbst er ruhigen Blutes unfähig gewesen wäre; anders fühlte der hochgesinnte Habsburger.

Eine der stärksten bewußten Unwahrheiten ist es, die kriegsgewohnten Schwyzer, die gewaltthätigen Luzerner und die wilden Hellbartenmänner von Uri für harmlose Hirten zu verkaufen. Diese Leute, eisenhart von Haus aus, noch gestählt und zur Mannszucht gebildet in langen Kriegsdiensten bei den Visconti's und anderwärts, kunstgerecht zum Kampfe geführt von schlachtenberühmten Rittern, waren die beste Infanterie Europa's und später das Muster der deutschen Lanzknechte; auch jetzt noch gelten ihre Nachkommen in jeder Armee für die besten und kriegstüchtigsten Kameraden. Sie waren leichter gerüstet als die Eisenmänner Leopolds, was bei der africanischen Sonnengluth zum Vortheil ausschlug, ihre Waffen bestanden aus Schwert, Dolch und Mordaxt, letztere theilweise an kurzem Spieß. Außerdem hatte Luzern schon im Dezember 1385 fremde Soldtruppen geworben, welchen die herzoglichen Beamten in ihrer Gutmüthigkeit den Durchzug gestatteten; solche ohne Zweifel hat man zum Ueberfall von Rotenburg verwendet. Die Anwesenheit dieser Kriegsgurgeln war es, auf

welche sich Luzern steifte, als es im Frühling die Friedensvermittlung der deutschen Städte verwarf.

Die Fremdherrschaft der Habsburger auf Schweizerischem Boden! Auch dieser Gedanke fand großen Beifall. Für die Menge bedarf es nur Stichworte.

Die Stärke des herzoglichen Heeres wird bei Sempach schwerlich größer gewesen sein als jene der Gegner; die Angaben schwanken zwar in unvereinbarer Weise, von Zahllosigkeit aber weiß keine gute Quelle. Leopold wäre durch seine Reiterei und besonders durch die Einheit des Befehls im Vortheil gewesen, allein die Kavallerie kam als solche nicht zur Wirkung, und die Einheit des Befehls war — seltsam aber unstreitig — mehr beim Feinde vorhanden als im herzoglichen Heere, wenn schon der Zwiespalt sich nicht so grob ausgesprochen hat als es von den Philanthropen dem Freiherrn von Ochsenstein in Mund gelegt wird.

Ochsenstein hätte es nicht zum Prälaten, Statthalter und Kriegsobersten gebracht, ohne sich die Formen der guten Gesellschaft anzueignen, was damals hierzu noch unumgänglicher war als jetzt, zudem war er ein studirter Mann von Geburt und Erziehung. Der soll sich soweit vergessen haben, im Dienst seinem Kriegsherren gemeine Späße vorzutragen? und zu seinem hohen Partner des Befehls Worte zu sagen, welche selbst einem trunkenen Troßknechte nicht zu verzeihen wären! Damals so wenig als jetzt wurden die Eidgenossen von irgend Jemandem unterschätzt, wie dies unter Anderem die langen Rüstungen Leopolds beweisen. Selbst wenn es möglich gewesen wäre, ihre früheren glänzenden Siege zu vergessen, so waren doch die Lorbeeren noch frisch, welche sie eilf Jahre zuvor im Guglerkriege gewonnen, als sie mit im Dienste Leopolds des Biderben die erprobten 40,000 starken Schaaren Enguerrands de Coucy mit unglaublicher Leichtigkeit aus dem Lande geschlagen. Am wenigsten konnte Ochsenstein, der den Eidgenossen schon einmal gegenübergestanden, an ihrer Kriegstüchtigkeit zweifeln.

Angenommen, aber nicht zugegeben, man habe zur feldmäßigen Eisentracht jene Schnabelspitzen an den Füßen gehabt, welche man mitunter bei Turnirrüstungen sieht, so war es gewiß zweckmäßig, sie zu entfernen; allein dies konnte durch Linksdrehung weniger Schrauben weit sicherer und schneller ge-

ſchehen als durch ungeduldiges Abhauen ſelbſt mittelſt Schmiedewerkzeugen, denn die Eiſenkolzen waren ja auf Widerſtand gegen Gewalt berechnet. Es iſt nicht einmal richtig, daß man die Wieſe, eigentlich Weide, wo ein Theil der Ritter ſtand, von der erwähnten weltgeſchichtlichen Handtirung die Schnabelwieſe nannte, denn ſie hieß gleich vielen von ähnlicher Geſtalt ins Holz ragenden ſchon vorher ſo. Wenn endlich der junge Reinach auf was immer für Art den Fuß verletzte, ſo iſt es nicht dieſer Unfall, welchem das Geſchlecht ſeine Fortdauer verdankt, denn gleich nach der Schlacht waren außer ihm noch mehrere andere davon urkundlich am Leben.

Warum mag, ſo könnte man fragen, die ſonſt dürftige Darſtellung hier Anekdoten eingeflochten haben? Darauf läßt ſich leicht die Antwort finden. Durch den Hochmuth des kriegeriſchen Prälaten und die Eitelkeit der Beſchnabelten — Pfaff und Junker, da haben wir's — wird noch ein Gegenſatz mit der republikaniſchen Sitteneinfalt des Hirtenvolkes hergeſtellt; die Sache ſcheint darauf berechnet, ſich dem Gedächtniſſe langſamer Denker einzuprägen ohne deren Aufmerkſamkeit über ihre Kräfte anzuſpannen.

Sonſtige Umſtände werden aber mit dem Schüler nicht gemacht. Das herzogliche Heer ſchreitet zum Angriff und ſtellt ſich dazu in eine Vertheidigungsformation, überdies in eine ſolche, aus der man nicht unmittelbar zur Offenſive übergehen kann. Es iſt zwar beides richtig, nur liegt etwas wie ſechs Stunden dazwiſchen, über deren Inhalt die philanthropiſche Darſtellung als für ihre Zwecke überflüſſig unbefangen hinwegſpringt.

Wenn ſich Winkelried die Speere *in* die Bruſt drückte, ſo konnte die Unterbrechung der Stachelhecke nur ein Paar Secunden dauern, was nicht genügte. Auch das Hören ſeiner vorgeblichen Anrede hätte eine ſchwerdenkbare Kunſtpauſe im Toben des Handgemenges erfordert. Er wird ſchweigend und mit Beruhigung die Sorge für Weib und Kind ſeinen Eidgenoſſen überlaſſen haben, wie alle Anderen es thaten. Vernehmen wir eine wohl 300 Jahr alte Darſtellung; aus den noch älteren können wir Nichts entnehmen, denn in dieſen bündigen Berichten iſt That und Name gar nicht erwähnt, nicht aus Mangel an Vaterlandsgefühl, nur weil man damals in ſeinem Opfertode keinen entſcheidenden Einfluß auf den Sieg zu ſehen meinte. In jener Schrift des 16. Jahr-

hunderts steht: „Mit beiden Armen überschlug er so viel Spieß, die dann zu begreifen waren, lüf mit besits und legt sich daruf.“ Einfach, klar, anschaulich und ohne dramatische Exaltation! In Einem Punkte bleibt die mittelst Schulzwang verbreitete Anschauung hinter ihrem sonst durchweg überbotenen Urbilde zurück, denn sie legt dem Arnold nur Gefühle bei, deren Aeußerung in dem Augenblicke, wenn man will, nicht militärisch klingt, die aber natürlich und recht scheinen. Nach Tschudi hingegen: „so ihrs mir, meinem Weib und Kindern, auch meinem ganzen Geschlecht in Ewigkeit wöllt genießen lan, so will ich einen Frevel bestahn: Das gelobten sie ihm, die Eidgenossen.“ Also ein Contract! Solche Hauspolitik wird dem Selbstlosen, Riesenstarken, Löwenkühnen in dem Augenblicke zugetraut, da er sich bereitet, vor Gott zu erscheinen.

Auch sonst darf sich die Familie Winkelried beim gelehrten Glarner bedanken: Arnolds Großvater ist nach ihm ein verbannter Todtschläger, der sich nur zum Drachenkampfe versteht, „so verr man im das Land wieder erloubte“. Auf den unsterblichen Enkel zurückzukommen, jene Worte hat er nicht gesagt, gewiß nicht, weil solche Berechnung mit dem bewiesenen Opfermuthe unvereinbar ist.

Die letzte Unrichtigkeit bringt erst der letzte Satz, wo Alle sterben müssen. Aus der verhallenden Schlacht weht Grauen wie in der Nibelungen Noth, das ist wahr, der Eindruck darf aber nicht für die Thatsache ausgegeben werden. Die Geschichte kennt Treffen, wo eine Abtheilung, aber keines, da im freien Felde das ganze Heer bis zum letzten Mann den Tod gefunden hätte. Die Anzahl der Todten auf beiden Seiten scheint in gar keinem Verhältniß zur Größe des Kampfes und zum gewaltigen Erfolge zu stehen. Die Zahl der Opfer ist es überhaupt nicht, nach welcher sich die Wichtigkeit einer Entscheidung bemißt. Umgekehrt hat die Schlacht an der Moskwa 78,000 Mann Gesammtverlust gekostet und nicht den geringsten Einfluß auch nur auf den Verlauf des Feldzuges 1812 geäußert. Der Verlust von Sempach, nach Ziffern so gering, hat hingereicht, um der Eidgenossenschaft festen Bestand und volle Unabhängigkeit zu sichern.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die schulnormale Schlacht bei Sempach bei allen eidgenössischen Geschichtsforschern entschieden zurückgewiesen

ist. Das Volk, welches von Morgarten bis Vicenza meist den Sieg, immer aber die Ehre an seine Fahnen fesselte, braucht keine falsche Beleuchtung, hier strahlt der ächte Glanz unsterblicher Tapferkeit. — Es konnte übrigens nicht anders kommen, als daß ungenaue Beschreibungen der Schlacht auch in Werke übergegangen sind, welche sonst die aufrichtige Bewunderung jedes Wahrheitsfreundes verdienen und genießen.

In der nachfolgenden Erzählung wird der Geschichtskundige keinen Zug finden, der nicht aus einer oder der anderen glaubwürdigen Nachricht entnommen wäre, namentlich nichts aus Eigenem Hinzugethanes. Wesentlich anders wird es also nicht zugegangen sein. Vieles freilich mußte durch Schlüsse ergänzt werden. Gerade so hat es ja die Normaldarstellung gemacht? Nur daß ihre Ergänzungen mehr Einflüsterungen einer Partei gleichsehen als auf Erfahrungssätze gegründet sind. Die vorliegenden Blätter werden dem Leser auch sagen, was dort verschwiegen wird. Beim tapfern Schenk von Bremgarten steht im Jahrzeitbuche: Des soll man gedenken! Die Schweizer gedenken sein wirklich, ernster Glockenton klingt durch den Siegesjubel von Sempach. Anders die in Rede stehenden Weltbürger, die gedenken nicht Schenks, nicht Niclas Thuts, nicht des edlen Malterer, die sprechen keine Silbe von den Beweisen ritterlicher Treue und unerschütterter Anhänglichkeit bis in den Tod.

Für Leopolds Worte ist kein Platz in ihrer Darstellung der Schlacht bei Sempach!

Die Schlacht bei Sempach.

9. Juli 1386.

„Der Ursachen dieses Krieges werden unterschiedliche angezogen", so hilft sich Graf Brandis in des Tirolischen Adlers immergrünendem Ehrenkränzel über die Schwierigkeit. Johannes von Müller, welchen wohl noch Niemand der Voreingenommenheit gegen die Eidgenossen zieh, sagt, sowohl Leopold III. als seine Gegner hatten, jeder in seinem Sinne recht, und Niemand hatte unrecht. *An diesem Standpunkte wollen wir festhalten*, obschon die neueren Schweizer Historiker denselben als den für die Eidgenossen allergünstigsten erklären und das ein Verleugnen historischen Rechtes nennen. Gewiß ist: die Zerwürfnisse zwischen Habsburg und den Eidgenossen waren, allen gegenseitigen Sühnen und Verträgen zum Spotte, auf jenen Punkt gelangt, wo nur noch das Schwert entscheiden kann.

Einen Umstand muß der Forscher in historischen Dingen fest in's Auge fassen, ob derselbe ihm behagt oder nicht. Allmälig und meist von Oben unbeachtet gehen im Schooße der Gesellschaft Veränderungen vor, die, wenn sie eine gewisse Reife erlangt haben, zur Nothwendigkeit führen, unbrauchbar gewordene Formen der Herrschaft zu beseitigen, neue, passendere an ihre Stelle zu setzen. Es ist der Gang der menschlichen Dinge, daß Bürgerschaften durch die Verhältnisse und die natürliche Entwicklung des Verkehrs in eine Stellung erhoben werden, die den äußern Formen ihres Rechtes nicht mehr entspricht, und es kann dann nicht fehlen, daß sie diese Stellung mit allen Kräften zu

behaupten suchen. Wenn Männer, die mit hoher Autorität ausgerüstet sind, das Werk in die Hand nehmen, so mögen sie das Unvermeidliche verständig vollstrecken, ohne den Rechtsboden zu erschüttern, ja ohne daß beim schrittweisen Vorgehen die Mitlebenden sich dessen auch nur bewußt werden, wie die Umbildung des Rechtes den geänderten Zuständen gemäß vor sich gieng. Wenn böse Menschen sich der Bewegung bemächtigen, so kommt es anders, die Vertreter der „schärferen Tonart" schreiten über wohlerworbene, unverjährbare Standesrechte „zur Tagesordnung". Von solchen Rechten sagen die Demagogen gern öffentlich — wenigstens nach errungenem Siege gewiß — sie beruhten nur auf Täuschung und Gewalt, und greifen sie auf eine Weise an, welche das Gegenstreben aller Rechtlichen hervorruft, zu Unruhen, Streitigkeiten, Umwälzungen führt.

Sei dem wie ihm wolle, der Erfolg hat entschieden. Wer möchte den Schweizern ihre Freiheit mißgönnen!

Die Parteihäupter von Luzern hatten am 18. Juni, da der Waffenstillstand zu Ende gieng, die Kräfte dieses Staates, der Waldstätte, Glaris und Zugs nebst einer Schaar fremder Söldner zur Verfügung, und großen Einfluß auf das verbündete Zürich. Solothurn und Bern schlossen sich erst nach der Schlacht an. Eidgenössischer Heerführer war der Altschultheiß Petermann von Gundoldingen, welcher den Ausbruch dieses Krieges nach einer Ueberlieferung auf alle mögliche Weise gefördert haben soll. Diese ist aber unrichtig, denn eben von der Kriegspartei, an deren Spitze Niklaus von Matt, Heinrich zur Linden und Rudolf von Gettwyl standen, war der alte Herr schon fast zwei Jahre früher aus dem Amte gedrängt worden. Nicht mehr als Staatsmann, wohl als bewährter Krieger diente er damals dem Vaterlande.

Herzog Leopold III. von Oesterreich rüstete seit Ende des vorigen Jahres, da er mitten im Frieden durch die Angriffe der Eidgenossen überrascht worden war, ein mächtiges Heer. Im Februar 1386 warb er Krieger in Südtirol, im Mai und Juni weilte er meist zu Brugg und auf dem Stein zu Baden im Aargau unter seinen Getreuen, den Anzug der Elsasser, Breisgauer, Schwaben, der von Mömpelgart, von Freiburg, Breisach, Villingen, der Bischöflichen aus Basel und der Kleinbaseler Burgerschaft erwartend. Die süddeutschen Herren

außer dem Grafen Eberhard dem Greiner von Würtemberg und einzelnen Vasallen Leopolds zögerten mit ihrer Hülfe, ebenso die rheinischen und die meisten schwäbischen Städte, einige davon waren seinen Gegnern geneigt. Aus Straßburg kamen wohl Ritter, aber nicht von der Stadt gesandt*) Der größere Theil der Streiter bestand aus Ritterschaft und Bürgern der heutigen Schweiz; treue Anhänglichkeit an die milden Habsburger war der allgemeine Grundzug aargauischer und thurgauischer Städte, und bis auf einige vom Feinde selbst bedrohte, wie Baden und Winterthur schickten alle vom Rheine herauf bis Bremgarten eine größere Kriegerzahl als verlangt werden konnte. Freiburg im Uechtlande wurde von Bern im Schach gehalten. — Die Mittel zum Kriege erhielt Leopold durch Verpfändung von Belluno und Feltre um 60,000 Dukaten, die dem heutigen Werthe von etwa zwei Millionen Gulden entsprechen mögen, und durch Anleihen. Der Visconti von Mailand schickte ihm 300 Reiter, von denen in diesem Feldzuge fast alle umgekommen sind, aber wohl nicht bei Sempach, sondern an andern Stätten des Unglücks.

Leopold zögerte in vergeblicher Erwartung der Hülfstruppen vieler geistlichen und weltlichen Fürsten, des deutschen Städtebundes und der Rittergesellschaften vom Löwen, von Sanct Georg, vom heiligen Michael, welche mit ihm wie mit dem alten Rauschebart im Bunde standen. An die Zürcher und Luzerner gelangten 167 Absagebriefe, viele darunter von Einzelnen, aber nicht Alle rückten ein; immerhin erscheinen mehrere Ritter der genannten Bünde bei Sempach, die anderen waren in Würtemberg beschäftigt.

Die Zögerung kam nur den Gegnern zu statten, deren Behendigkeit im Zugreifen man ja schon seit Ende 1385 bestens kannte. Damals entledigten sich die Luzerner oder vielmehr eine Partei dort in wenigen Tagen der Habsburgschen Vogteien, welche bis dahin die Stadt fast bis an ihre Thore umgaben: das herzogliche Schloß Rotenburg ward am 28. Dezember, mitten im Frieden, überfallen, während die Besatzung im nahen Rüdgeringen, von wo man nicht hinübersehen konnte, dem Gottesdienste beiwohnte, kurz darauf Wolhausen gebrochen,

*) Der Ritter Peter Dürr von Strassburg führte damals in Zürich ein höheres Commando, wie von der Limmat freundlich berichtet wird.

welches Peter von Thorberg für den Herzog inne hatte, Baldegg, Liele und Oberreinach verbrannt, die Stadt Sempach sammt dem Entlebuch zu Luzern einverleibt. Schwyz und Zug bemächtigten sich der Feste St. Andres. Im Januar 1386 zerstörten die Eidgenossen noch Meienberg im Reußthale, Richensee im Seethale und Schenkon am Sempachersee, die Zürcher aber Rümlang. Mit den Augen Macchiavels gesehen war der Augenblick zum langvorbereiteten Losschlagen damals trefflich gewählt: der Herzog weilte nicht blos fern vom Lande anderweit beschäftigt, sondern war gerade krank; ein fehlerhaftes Steuersystem konnte zum Abspenstigmachen Habsburgscher Unterthanen benutzt werden; König Wenzel hetzte den schwäbischen Städtebund gegen Leopold und wußte dem Kampfe noch eine kirchliche Färbung zu geben, nämlich zu Gunsten Papst Urbans VI. gegen Clemens in Avignon, welchem der Herzog anhieng. Die gewaltthätigen Häupter von Luzern hätten sich auf den von deutschen Städten vermittelten Waffenstillstand vom 22. Februar bis 17. Juni, so sehr ihnen alle Vortheile gewahrt blieben, schwerlich eingelassen, wenn sie nicht vorausgesehen hätten, daß die Frist nur ihnen zu gut käme; sie wußten günstige Umstände nicht blos meisterlich zu benützen, sondern auch herbeizuführen, und kannten die Verhältnisse des Gegners genau. — Auch beim Wiederausbruch verloren die Eidgenossen keine Zeit, die Glarner eilten schon am 18. Juni zu den Waffen und nahmen Filzbach auf Kerenzen, die Schwyzer Einsiedeln und die untere March, die Zürcher verbrannten Pfäffikon.

Leopold konnte nicht länger auf Verstärkungen warten: der Schutz der Seinigen erheischte rasches Vorgehen, auch nützten die Gegner ohne weitaussehende Unternehmungen jede Stunde, um ihre Macht auf seine Kosten zu mehren; dazu kam Sorge wegen der Stellung Berns. Dieser reichste und mächtigste unter den Orten war durch Freiburg i./Ue., Wangen, Nidau und Büren behindert, auch der Anmarsch von Berns Truppen einigermaßen gehemmt, so lang nicht die Thorberg'schen Schlösser erobert waren und das ganze Entlebuch mit Willisau den Eidgenossen gehörten, dieses aber stand eben bevor. Der Berner Adel war befreundet und gesippt mit den beschädigten Aargauern und hatte keine Freude an einer Staatsklugheit, die nur auf den Vortheil Luzerns rechnete: Entlebuch und Willisau, wenn sie schon dem rechtmäßigen Herren ge-

nommen wurden, hätten den Bernern noch viel besser angestanden, eben deshalb hatten die Luzerner Staatslenker so geeilt! Unter solchen Umständen war Anschluß an die Eidgenossen nur wenn entschieden nutzbringend zu gewärtigen, also nicht wenn sie im Felde gleich Anfangs den Kürzern zogen. Die Zeit drängte.

Zürich, fest durch starke Mauern und Thürme, noch mehr durch streitbare Bürgerschaft, schon öfters vergeblich belagert, mußte mit genügenden Truppen wenigstens berannt werden, um es von Operationen im Felde abzuhalten. Als dies im Werke war, schickte Luzern seine Hauptmacht, 1600 Männer aus Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Gersau, Glaris, Zug, einige von Sempach, Rotenburg, den Dörfern im Entlebuch und selbst aus Willisau, auch geworbene Söldner, alles unter kriegserfahrenen Führern, der befreundeten Stadt zu Hülfe. Nun erschien auch Leopolds Hauptmacht, 5000 Mann unter Hans von Bonstetten, welche in Bremgarten gesammelt worden, und nahmen Stellung gegen Zürich. Diese Stadt aber konnte nicht das rechte Operationsobject sein. Erst im vorigen Jahre war der Herzog da sehr freundlich und ehrerbietig empfangen worden, es herrschte kein Haß gegen ihn; den Kampf bis auf's Messer zu führen wäre den Zürchern um so weniger eingefallen, als ja kein unmittelbarer Vortheil daraus erblühte. Es erklärt sich die Bereitwilligkeit der Luzerner Häupter, mittelst Absendung jener 1600 ihre Stadt unnöthigerweise — denn die Zürcher konnten sich selbst helfen — fast ganz zu entblößen, am leichtesten durch die Absicht, die „Oesterreichischgesinnten" mit seinen Hellbartenmännern einzuschüchtern, den Anderen die Oberhand zu verschaffen, was wirklich geschehen ist, denn man begann sogleich Streifreisen, auf neuhochdeutsch Raubzüge. Wenn die Wege über Altstetten, Albisrieden und Triemli von Bonstetten verlegt waren, so ist ihm doch nicht einmal die Behauptung seiner Vorposten am Albis gelungen, noch viel weniger konnte er die Gegenden nördlich und westlich der Stadt schützen und noch am 5. Juli gelang es den Zürchern, das zwei Meilen entfernte Städtchen Bülach zwischen Töß, Glatt und Rhein niederzubrennen. Von der Thätigkeit Bonstettens verlautet wenig, auf keinen Fall hat er dem Feinde besonderen Schrecken eingeflößt: in der Nähe seiner Stellung schnitt man zwar das Korn vor der völligen Reife, nicht aber innerhalb der Zürcher Letzen oder Außenwerke.

Diese liefen wohlbefestigt und -besetzt vom Krattenthurm auf dem Geißberge am rechten Limmatufer dem Letzenbach entlang zum starken Manesse'schen Hardthurm auf dem linken, von da längs des Baches und des unzugänglichen Streurieds nach den Burgen von Friesenberg und Manegg am Uetliberg. Zürich stark zu bedrängen war also militärisch so schwierig als politisch unnöthig.

Luzern war der rechte Angriffspunkt! Hier liefen die Fäden aller gegen Leopold geschürzten Knoten von weit über den Grenzen der Schweiz zusammen. Hier war die Seele, der Kopf und Arm der Eidgenossenschaft zu treffen. Mit der Stadt fiel auch der Bund. — Bald nach Abmarsch Bonstettens gegen die Limmatstadt vereinigte der Herzog in Zofingen zum Zuge nach Südosten den Gewalthaufen, bestehend aus der stahlgepanzerten Ritterschaft von Aar-, Breis-, Mort- und Sundgau, vom Etsch- und Schwabenland, welche nur im freien Felde zweckmäßig zu verwenden war, nebst einigen Fähnlein Fußvolk aus seinen treuen Aargauischen Städten, Alles unter Ochsenstein. Von Zofingen aus, wo er am 30. Juni lag, detachirte er bedeutende Kräfte nach Willisau, welches damals in der Hand seiner Bundesgenossin, der Gräfin Maha von Vallangin war. Das Städtchen mit dem Schloß und den Burgen Wädiswil und Hasenburg beherrschte die feindlichen Anmarschlinien von Bern, dessen Kriegserklärung bald zu gewärtigen stand, er mußte also rechte Flanke und Rücken durch ausgiebige Besetzung der Stellung Willisau sichern, um ungefährdet die Operationen fortzusetzen. Am 8. Juli lag er in Sursee, welches zur Unterhaltung der Verbindungen ebenfalls von einem starken Commando occupirt bleiben mußte.

Zum Weitermarsch am 9. blieben dem Herzoge noch genügende Kräfte, wenn die feindliche Hauptmacht von Bonstetten in Zürich festgehalten war. Sempach wenigstens konnte er damit wiedererobern. Man durfte auch unbedenklich daran vorüber nach Rotenburg gehen, ein wichtiges Object, dessen Besitz zur Ausnützung jedes sich ergebenden Erfolges großen Vortheil brachte, denn Luzern war von dort in Einem Galopp zu erreichen.

Diese strategischen Erwägungen entgiengen aber auch nicht dem scharfen Verstande des Altschultheißen, welcher von den Bewegungen des Gegners genau

unterrichtet blieb. Noch sichrer als der Herzog wußte er, daß bei Luzern, nicht an der Limmat, die Entscheidung lag. Gundoldingen schickte daher bei Zeiten Befehl an jene 1600 Reisige, man solle stracks in südwestlicher Richtung abmarschiren, um sich der feindlichen Colonne vorzulegen: diese mußte abgesehen von ihrer großen Kriegstüchtigkeit und den andern Rücksichten schon deßhalb sein Hauptaugenmerk sein, weil der Feldherr — der zugleich der Kriegsherr war — sich dabei befand.

Der Abmarsch der 1600, wohl aus dem Münsterhofthörli, dann über Enge und Wollishofen, wird am 6. Juli erfolgt sein und konnte vom Feinde unbelästigt, sogar unbemerkt vor sich gehen, selbst wenn Bonstettens Macht, welche von Baden im Anrücken war, schon nahe vor den Außenwerken gestanden hätte, denn eine Hügelkette längs des rechten Sihlufers verbirgt die Marschlinie den Blicken von Westen her. Auch vom Uetliberge nimmt man nur bei Tage einige Punkte derselben wahr, und dieser war nicht in der Gewalt der Herzoglichen. Nur durch Kundschafter konnte Bonstetten schnell erfahren, was geschah, dieses aber hatte wohl keine Schwierigkeiten, da es ihm an Verbindungen in Zürich und Umgegend gewiß nicht fehlte. Wie es kommt, daß er den Herzog nicht benachrichtigte, wozu noch auf dem Umwege über Bremgarten Zeit vollauf war, ist unaufgeklärt. Oder sollte Leopold die Meldung richtig erhalten haben und dennoch ohne entsprechende Zeiteintheilung, ohne Rücksicht auf die Stellungen unterwegs, ohne die gebotene Vorsicht weiter gegangen sein? Solches ist von einem erfahrenen Krieger nicht anzunehmen.

Ohn' alle Fährde kamen die 1600 Männer wohl auf dem angegebenen Wege über den Albis, sodann durch das Gebiet eines befreundeten Zweiges Hünenberg nach Cham am Zugersee und von dort im eigenen Lande über Gislikon, Eschenbach und Rain zum Rendezvous eine starke Halbstunde Weges ob Sempach, da wo das Meyerholz mit einer abhängigen Wiese zusammenstößt; sie trafen spätestens am 9. Juli Vormittags ein und fanden Gundoldingen mit 300 Mann, die er noch in der Eile zusammengebracht hatte, beschäftigt, aus hunderten von Tannenstämmen eine Letze, d. i. einen Verhau am Widenbache vorwärts der geplanten Aufstellungslinie anzulegen. Posten weit vor der Front zu besetzen war damals üblich, mancher General thut es noch jetzt, obschon

deren hartnäckige Vertheidigung ihm leicht die Leitung des Gefechts aus der Hand nimmt und schwache Vertheidigung nichts hilft. Wenn bei den Eidgenossen wirklich „arme Hirten" mit Schilden von Birkenrinde und dergleichen Attributen eingetheilt waren, so gehörten sie zu diesem letzten Aufgebot. Baumstark, bildschön und hagelsgrob waren auch sie. Die geringe Zahl dieses Zuzuges, wo sichtlich die Zukunft der Eidgenossenschaft auf dem Spiele stand, muß auffallen. Einschließlich der birkengerüsteten Landleute nur 300 vom nahen Luzern, dessen damalige Handelsblüthe die heutige überwog, und wo es auch nach Stellung des entfallenden Contingents zu den 1600 Mobilen an Wehrkräftigen durchaus nicht fehlen konnte. Das scheint ein Beleg mehr der ohnedies bekannten Thatsache, daß Luzern den Häuptern der Bewegung nicht so ungetheilt ergeben war, als die Waldstätte, Zug und Glaris. — Während der Greis den Feind erwartete, drang sich ihm gewiß mächtiger als je die Ueberzeugung auf, daß keine Wahl blieb als unsterblicher Ruhm oder schmachvoller Untergang.

Gut für die Angekommenen, daß sie, früh zur rechten Zeit aufgebrochen, nun im Waldesschatten ruhen konnten, denn es war der heißeste Tag des ganzen Jahres.

Leopold war diesen selben heißen Montag in Sursee mit Anordnungen aufgehalten worden, denn von Willisau kam die Meldung, daß das Schloß, auch die nahe Hasenburg in Flammen standen. Letztere, früher Besitz der einen Linie Hasenburg, aber nicht des rath- und thatbewährten Freiherrn Johann, welcher einen Vertrauensposten im herzoglichen Heere bekleidete, sondern seiner Lehensvettern, gehörte nun auch der Gräfin Maha und sollte nebst dem anderen Schlosse zur Vertheidigung hergerichtet werden. Daß die Berner Feuer eingelegt hätten, ist falsch. Wahrscheinlich setzten sich die luzernischgesinnten Willisauer zur Wehr, und beim Kampfe wurden Stadt und Schlösser durch die Truppe Leopolds in Brand gesteckt, auch mehrere Bürger gefangen gesetzt.

Endlich setzten sich die Herzoglichen in Bewegung auf Eich und Sempach. Hier wurde Halt gemacht, um das Städtchen zur Uebergabe aufzufordern: es war vergebens. Die Bewohner hätten sich unter keinen Umständen leicht dazu verstanden, denn es schlug ihnen das Gewissen: „O Sempach, wie schantlich sich din Trüwe brach" klingt's im alten Liede. Die Fouragirstricke, welche hier

ausgepackt wurden, bezogen sie auf ihre Hälse. Heut vollends konnte von Ergebung nicht die Rede sein, denn sie wußten, was Leopold nicht ahnte, Gundoldingen stünde nah. — Sempach war schwerlich hinreichend besetzt, immerhin hätte zur Einnahme der starkummauerten Stadt gehört, daß jemand von innen das Thor öffnete, und das unterblieb. Leopold führte auch keinen Belagerungstrain und wollte weiter. Er mußte aber wieder ein starkes Detachement zurücklassen, theils um die Straße zu sichern, theils um eine baldige Belagerung durch die erforderlichen Arbeiten, auch Einsammeln von Proviant und Fourage vorzubereiten. In Eich hörte man die heilige Messe, dann tönten die Heerhörner und Trumben wieder Vergatterung; bald zogen sie trotz furchtbarer Hitze munter weiter — in's Verderben, ganz wie Gundoldingen es berechnet hatte, denn er blieb ohne Sorge wegen Sempachs im Meyerholz, um dort in trefflicher schattiger Stellung den Herzog und dessen nicht mehr zahlreiche aber auserlesene Streiter zu empfangen. Leopolds Vorgehen war in der Voraussetzung, die Eidgenossen säßen in Zürich fest, das einzig richtige, vor Allem galt es Rotenburg gewinnen, von wo er am selben Abende vor, wenn nicht in Luzern sein konnte: es stand ja kein größerer Widerstand zu erwarten als der, welcher sich thatsächlich durch die Zahl des Gundoldingen'schen letzten Aufgebotes, mit den Birkenbeinern 300! ausgedrückt hat.

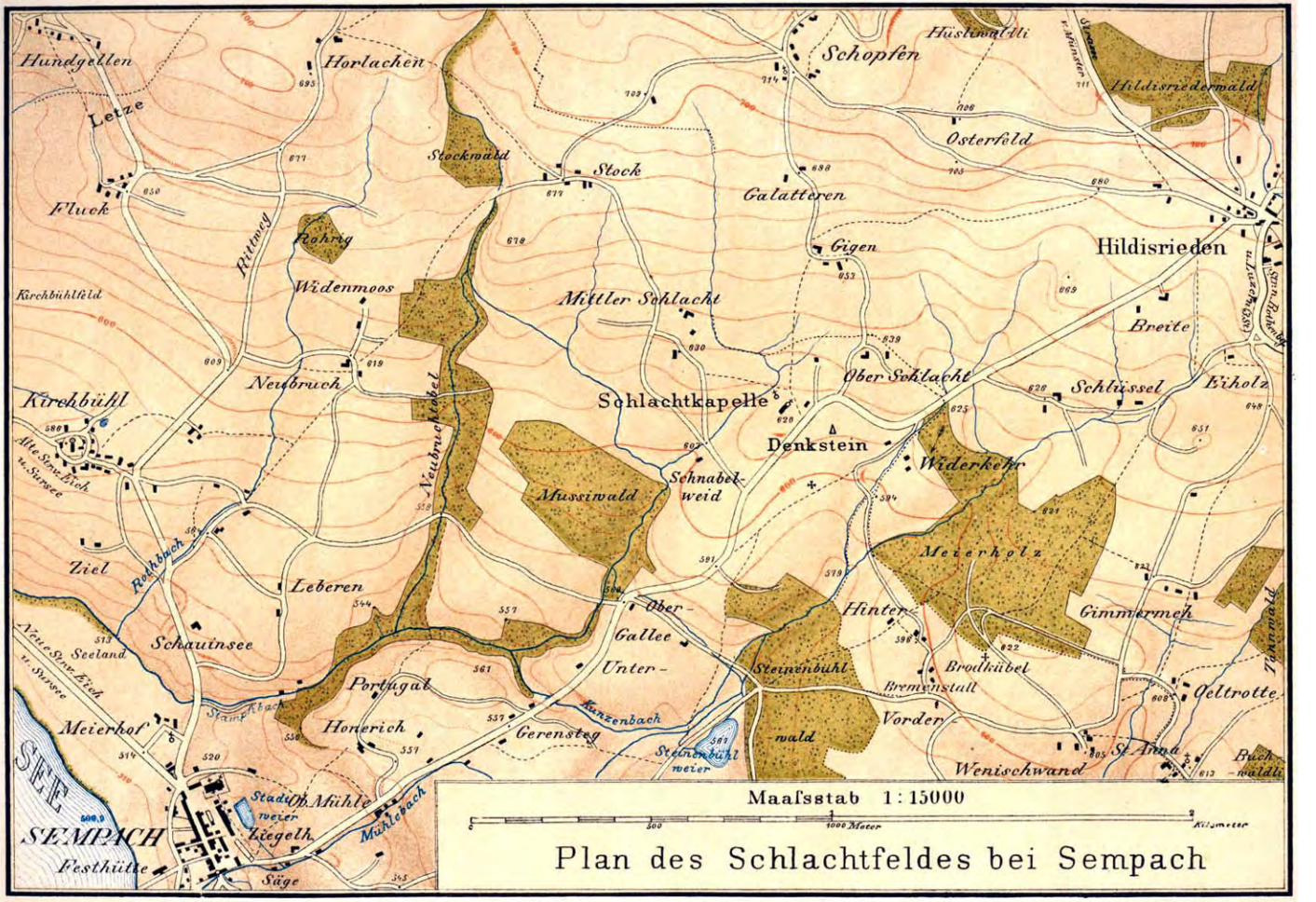
Das fröhliche Ritterheer marschirte den Weg von Eich auf Rotenburg, während die Mittagssonne des Juli auf die Harnische niederblitzte, immer guten Muthes, denn von schwülen Ahnungen wird nichts berichtet, wenigstens bei keinem der Combattanten. Auch von den Sonstigen weiß Ruß nur Einen, dem die Sache nicht gefiel: „Sy hattend aber des Hertzogen Narren mit Raths darvmb gefraget. Der meint, sy soltend ze Rat werden, wie sy wieder us dem Landt wellten kommen." Diesen Orakelspruch, seinem schwachen Hirn vom Sonnenbrand eingegeben, wiederholte er in so lästiger Weise, daß man ihn fortschaffen mußte: dies hat den Heini von Uri gerettet, sonst wär es ihm schwerlich besser ergangen als dem Schneider von Winterthur.

Die Straße führt auf unebenem Boden, durch Weideland, dann Hohlwege und Wald. Der Sicherheitsdienst kann nicht mit der gewöhnlichen Sorgfalt gehandhabt worden sein, ein seltsamer Umstand, den man beinah versucht wäre,

mittelst der Annahme Herrn von Liebenau des älteren zu erklären; indessen die Vorhut wurde stets von einem verläßlichen Ritter geführt und bestand diesmal wie der ganze Gewalthaufen aus waffentüchtigen adlichen Sarianten. In unseren Tagen geringerer Marschfähigkeit und Ausdauer würde große Hitze ein Nachlassen der Aufmerksamkeit allenfalls erklären, wenn die oberste Aufsicht nicht sehr streng ist. Was das betrifft, kommt zu berichten, daß Leopold, ein lebensfroher, ritterlicher Fürst, Meister des Waffenhandwerks und Sieger in mancher Schlacht, von seiner Krankheit nicht ganz hergestellt war, wohl so weit um Schwert und Speer zu handhaben, wie die Folge zeigte, aber vielleicht nicht genügend zur völligen Unbefangenheit des Geistes: auch nachher beim Beginn der Schlacht vernimmt man keine von ihm selbstständig getroffene Anordnung, keinen bestimmten Befehl.

Der Altschultheiß, als er das sorglose Herannahen des Feindes erfuhr — denn Dem ist nichts entgangen — beglückwünschte sich gewiß, daß er in der vorigen Stunde nicht unnöthig den Vertheidigern von Sempach zu Hülfe gekommen war. Dort hätte sich das Gefecht auf minder vortheilhaftem Terrain und gegen zahlreichern Feind entsponnen, welcher überdies senkrecht auf seiner Rückzugslinie stand. Jetzt hingegen, wenn die Ritterschaft auf der südlich abfallenden Halde vor seiner Aufstellung anlangte, was in den nächsten Minuten geschehen mußte, schien die Schlacht für sie von vornherein verloren. Der Raum zwischen den Runsen und Weidhecken war nicht blos zu klein für das Anrennen selbst eines geringen Reiterhaufens, sondern auch zumeist abschüssig. Ja, ein Rückzug der schweren Reiterei von dort war Angesichts entschlossener Gegner ohne großen Verlust nicht möglich.

Die Sonne stand sengend im Mittag, als die Herzoglichen, aus dem Wald auf die Heide debouchirend, durch den Anblick der Eidgenossen am Waldrande 500 Schritte vor ihnen, und der noch nähern Letze überrascht wurden. Während des Aufmarsches ritt der Freiherr von Hasenburg, den Generalstabsdienst auf sich nehmend, so nahe als möglich an die feindliche Front, um Zahl und Stellung zu recognosciren; er kehrte bald mit der so ganz unerwarteten Meldung zurück und gab seine Ansicht, durch hinhaltendes Gefecht möglichst Zeit zu gewinnen, um Verstärkung an sich zu ziehen. Anders war die Meinung



Hofer & Burger graph. Anstalt Zürich

des Feldhauptmanns von Ochsenstein, nämlich für kühnen Angriff. Den Feind verblüffen, und eh' er zur Fassung kam, eine haltbarere Vertheidigungsstellung zu beziehen, schien wirklich noch das Beste, es blieb unter den Umständen gar Nichts übrig, als es so zu versuchen.

Die Eidgenossen knieten nieder, um die fünf Vaterunser und Avemaria zu beten.

Bei den Herzoglichen war militärischer Gottesdienst schon in Eich, oder — wenn die Sage hierüber nicht recht berichten sollte — jedenfalls schon vor dem Abmarsch abgehalten worden, dagegen bedurften die Dispositionen zum Angriffe, selbst mit der kleinen Schaar, einiger Bewegungen von mehreren Minuten Dauer, welche der Fürst zur Ritterweihe der hierzu Vorgeschlagenen benutzte, tadelloser Edelknechte von 21 Jahren; bei solchem Anlaß erhielten ihn mitunter schon etwas jüngere Leute, auch viel ältere, wenn es denselben bis dahin an Gelegenheit gefehlt hatte. Die Schwertleite galt bei jeder mittelalterlichen Schlacht für unerläßlich, die Feierlichkeit beschränkte sich auf eine bündige Ansprache des zu Pferd haltenden Feldherren an die zahlreichen Ehregehrenden und auf das Zeichen des Ritterschlags. Heut mußte man sich möglichst kurz fassen: kaum hatte Leopold über die vor Gott knieenden waffenfreudigen Jünglinge das Schwert geschwenkt, als sie sich unaufhaltsam gegen den Verhau stürzten, sich als rechte Ritter zu erzeigen. Ihnen noch voraus sprangen einige Garzüne, die des Ritterstandes nicht gewürdigt worden und sich durch unvergleichliche Thaten der Verwegenheit die goldenen Sporen noch verdienen wollten, denn auch nach der Schlacht gab es für die höchsten Leistungen den St. Georgssegen zu gewinnen — nur heut kam es anders!

In unsern Tagen geschieht es nicht leicht, daß starke Verschanzungen gleich zu Anfang der Schlacht von einer muthentbrannten Truppe im ersten Anlauf genommen werden, wenn nicht wohlüberlegte Anordnungen vorausgegangen sind. Die jungen Herren hatten überdies einen erschöpfenden Marsch zurückgelegt, allein sie waren soeben zu Rittern geschlagen worden, und die Gluth der Begeisterung, welche starke Seelen zur höchsten Leistung entzündet, verdreifachte die Kräfte auch ihres Leibes. Die Letze, zu deren Herrichtung der Feind alle Muße gehabt, war ohne Zweifel zweckmäßig angelegt, auch mit dem

nöthigen Antwerc verſehen, allein die windſchnellen Anſtürmer ließen den vertheidigenden Söldnern und Luzernern nicht die Zeit zum Schleudern und waren im Nu drinnen. Ebenſo ordnungslos als unwiderſtehlich war der Angriff; was nicht vor den Hochgemuten zur Erde lag, rannte fluchtlaufs bergab über die Heide dem Meyerholze zu, einige noch darüber hinaus, hinter den Geſchreckten her in gewaltigen Sätzen Frik Brandis, der lange Frieshart, Götz Müllner und der ganze helle Haufen, als wollten ſie allein die Schlacht gewinnen.

Der Altſchultheiß führte nun das Gros der Luzerner in guter Ordnung aus dem Walde, ſchon die erſte Abtheilung war den anſtürmenden Kämpen zehnfach überlegen. Doch Arithmetik war deren Sache nicht, Berechnung von Möglichkeiten lag ihrem Sinne ſternenfern. Den Muthberauſchten ſtellte ihre lichtglühende Einbildungskraft vor, dies eben ſei die erſehnte Gelegenheit, mit geſchwindem Schwertes Schwang zu zeigen, wie fromme Ritter ſich in ſolchem Ernſt zu nehmen wiſſen, ſie hielten keinen Augenblick inne und fielen die beſonnenern Muths anrückenden Eidgenoſſen mit dem Rufe: „Stecht die Buben!“ wie berſerkerwüthend an.

In die Mitte der herzoglichen Schlachtordnung war damaliger Fechtart gemäß Ochſenſteins Gewalthaufen zu Roß beſtimmt, davon die Schwaben unter Ott dem Truchſeß von Waldburg, die Tiroler unter Ulrich von Starkenberg, nach dem vor ſechs Jahren im Innthal erbauten Freiherrnſchloſſe gewöhnlich der Kronburger genannt, die Aargauer unter Marſchall Thüring von Hallwyl und dem nothbewährten Rutſchman von Reinach; der Baſeler Pfalzgraf Graf Wallraff von Thierſtein führte die Biſchöflichen, Vogt Heinrich von Randeck die Schaffhauſener Ritterſchaft, an der Spitze des Löwenbundes ſtand die romantiſche Geſtalt des alten Malterers; auch der Elſaſſer Hans von Oberkirch mit dem gekrönten weißen Löwen in Schwarz befehligte eine Abtheilung; ferner glänzte dort im Centrum der goldundgrüngevierte Schild des ſchwäbiſchen Geſchlechtes von Ellerbach, weitberühmt in Waffen durch die Thaten der Burkharde, Vater und Sohn, bei Crecy, Alexandrien, Burgau, Laa, Zara, in Preußen, Brabant, Litthauen und Apulien; es war ein jüngerer Vetter der beiden Helden, Kammermeiſter des Herzogs Albrecht III., der hier unter Ochſenſtein ein Commando führte. — Das Fußvolk der Städte unter ihren Schultheißen

wurde sammt den Schützen an die Flügel vertheilt, rechts hatte den Befehl des Herzogs Untervogt Reinhard von Wehingen, im blauen Schild einen mehrmal gebrochenen Silberbalken wie ein W führend, links der Tiroler Schlandersperg.

Doch ehe der Aufmarsch vollendet war, eilte man schon den gefährdeten jungen Sarianten vorn zu Hülfe. Dies geschah nicht wohlgeordnet, denn die Ritterschaft von Schwaben wollte jener von Tirol, welcher das Banner von Oesterreich anvertraut worden, die Ehre des Vorstreits nicht lassen, worauf die Schwaben ein altes Recht geltend machten; allein es war ja diesmal nicht der schwäbische Heerbann mit der Reichsfahne, sondern nur die stolzen Mitglieder des Löwenbundes und einzelne Vasallen Leopolds.

Nun sprangen Etschländer und Schwaben von den Rossen und liefen den Feind mit nicht weniger Kampfgier an als die nun hart gedrängten Jünglinge. Das Schwert des grimmen Brandis mähte die Luzerner nieder gleich einer Todessense, da traf auch ihn, unter allen Herzoglichen zuerst, die Mordwaffe, so starb der nicht hatte Ritter werden können, doch ritterlichen Todes. Neben dem riesigen Bastard stürzte der bärtige Ehingen für immer nieder, und noch mancher der Schlachtenfrohen; die, welche noch von den heranstürmenden Reihen der Helfer aufgenommen wurden, fochten, die Ringe mit Blut überströmt, neben ihnen fort. Zugleich war das Aufgebot mehrerer Städte in den Kampf geeilt, Handwerker neben den Edelbürgern, ihnen ebenbürtig an Wucht der Hiebe. Der Freiherr von Hasenburg führte noch weitere abgesessene Abtheilungen, auch jene Rudolfs von Reinach des Nothbewährten, in das allgemein werdende Handgemenge und that selbst das Beste, so daß auf dem Schild und Lendner des alten Recken bald wenig Weiß mehr auszunehmen war.

„Wie da der Schwerter Tosen so furchtbar erklang,
Daß unter ihren Schlägen das Schildgespäng zersprang!"
„Feuer aus den Panzern hieben sie genug;
Grimmen Haß Jedweder zu dem Andern trug."

Lang wogte unentschieden der Kampf — da fiel der Luzerner, der die blauweiße Fahne trug, in das schon schlüpfrige Gras, viele Fäuste griffen nach ihr: noch heut zeigt sie, blutgetränkt und zerrissen, in was Noth sie gestanden.

Gundoldingen eilte herbei, das Kleinod der Stadt wiederzuerobern — umsonst, schwer getroffen sank er zusammen, man mußte ihn aus dem Gefecht bringen; neben ihm fielen Heinrich von Mos, Stefan von Silinen und viele andere. Das Banner verloren, der Feldherr zum Tode verwundet, über hundert Eidgenossen todt oder sterbend! Siegestrunken verfolgten die Herzoglichen mit grimmigen Streichen den bestürzten Feind. Doch nicht lang, so trat der Wendepunkt ein. Feldsteine, von riesenstarker Faust geworfen, prasselten auf die Ritterrüstungen, und im nächsten Augenblick führten die frommen Hauptleute von den Waldstätten, vorab jene von Luzern, ihre Reserven geschlossen gegen die dünne Schlachtlinie der Gegner.

Die Ritter wollten nicht fassen, daß der Sieg ihren tapfern Händen entrissen sei und strengten vergeblich alle Kräfte an, den gewonnenen Vortheil zu behaupten. Schon lagen ihrer mehr als der Feinde purpurübergossen auf der Wahlstatt, darunter der starke Rudolf von Reinach, Götzman von Baden und der junge Götz Müllner von Zürch, viele schwäbische Herrn und die meisten Tiroler, mehrere Ritter wurden unverwundet dahingerafft von der entsetzlichen Hitze. Ihre Feinde, auch jene die früher geflohen, drängten übermächtig auf und an. Leopold, noch bei den Berittenen des Gewalthaufens haltend, nahm die Missewende wahr, auf den Rath aber, sich für seine Person zurückzuziehen und seine Getreuen die Sache ausfechten zu lassen, erwiderte er, es seien heut so viele vornehme Herren und wackere Kriegsgesellen für ihn gestorben, das Schicksal der noch Uebrigen wolle er theilen.

„Darnach hörtt der edel Fürst ein klegleich Geschray: o retta Oesterreich, retta! und sach die Bannyer schweben gar sendleich, gleichsam sie wolt undergehn. Do ruft an der beherzent Fürst all sein Ritter und Knecht, daz sie mitsambt ihm tretten von den Rossen und retteten Ritter und Knecht."

„Also tratt der edel Fürst von sein Roß und lewff die Veind an gar ritterleich mit sein getrewen Rittern und Knechten, vraidigleich alz ein Leo."

Einige Ritter waren zu Pferde geblieben, diese sahen nun unter sich die tobende Schlacht, sahen das blauweiße Banner wieder verloren, auch jenes von Tirol schon in den Händen der wüthenden Hellbartenmänner. Wo die Dinge von vornherein mißlich stehen, kommt meist unvorhergesehenes Unglück noch

dazu. Eine Constanzer Chronik meldet „die ungerschen ungezähmten Roß wurden unsinnig", bekamen vor Hitze und Wassermangel den rasenden Koller und rannten, durch den Lärm des Schlachtgetümmels vollends scheu und wild, in die Reihen der Herzoglichen, die Leute niederstoßend und -tretend. So konnte ein Dutzend von hinter der Aufstellung losgerissenen Handpferden genügen, heilloses Durcheinander zu erzeugen oder vielmehr die Verwirrung noch zu steigern „und wußte Niemand, wornach er sich halten sollt. Indem schlugen und stachen die Eidgenossen in guter Ordnung und mit starken Kräften in sie und legten ihrer gar viel auf die Wahlstatt." Einige Ritter wandten die Hengste zur Flucht, worunter Oberkirch und auch Ellerbach, uneingedenk seines ehrenberenden Stammes: „O Ellerbach, o Ellerbach, den' Treu und Ehre nie gebrach" als eben nur heut. Wenn vornehme Ritter solches Beispiel gaben, ist's kein Wunder, daß die Troßbuben, welche die Pferde hielten, Alles verloren haltend, zumeist davon ritten. Auch die hinten aufgefahrenen Wagen mit Material und mit der Kriegscasse wurden von einer nach Rechts detachirten Umgehungscolonne der Eidgenossen angegriffen, dort wird Ott der Harras mit dem größten Theil der Bedeckung gefallen sein, und die Pferdelenker suchten nach Abhauen der Stränge das Weite. Diese Bewegung gab leicht den Schein allgemeiner Flucht und flößte den Waldstättern neue Siegeszuversicht ein. Sie hatten nun entschieden die Oberhand und erbeuteten manches Banner — nicht das der Stadt Zofingen, deren Schultheiß Niclas Thut, umringt von Feinden, es in Stücke riß, während neben ihm die Seinen fielen, und er selbst den letzten Streich erhielt; auch nicht das von Bremgarten, der sterbende Schultheiß Ritter Werner Schenk sah es noch in neunter Hand hochschweben. Die Herzoglichen waren in die erste Stellung zurückgeworfen. Den hier postirten Schützen konnte es gelingen, die Sturmcolonne der Sieger durch einen Hagel von Pfeilen und Bolzen aufzuhalten, sie sogar für den Augenblick zur Deckung im Tann zu zwingen, denn es ist von vielen abgeschossenen Zweigen die Rede, doch war damit nur ein Aufschub erreicht. Man hat ihn benutzt, um durch Erweiterung eines ausgetrockneten Wassergrabens und vermuthlich durch Vorlegung einiger Tannenstämme aus der Letze — denn es wird von einem Wall gesprochen — künstliche Hindernisse anzubringen, so gut es gieng.

Die überwältigende Hitze nöthigte zum Innehalten. Die Schlacht war für die tapfern Eidgenossen gewonnen, zwar stand der Herzog mit einigen Hunderten, darunter berühmten Kriegsleuten, noch zur Wehr, und die Vollendung des Sieges konnte noch schwere Opfer kosten, aber nicht fehlen. Daß Leopold in seiner verzweifelten Lage Hülfe käme, war nicht wahrscheinlich: die Abtheilung vor der Festung Sempach konnte ihren Posten nicht verlassen ohne im Rücken gefaßt zu werden, bestand zudem großentheils aus Nichtcombattanten, und Sursee war zu weit. So mußten die Herzoglichen in der sengenden Sonnengluth, noch erstickender durch Panzerrüstung und geschlossenen Helm, ohne Wasser, ohne Labung für die Wunden bange Stunden ausharren, welche ihnen weder Hoffnung noch Ruhe brachten.

Die Eidgenossen ruhten derweil im Waldesschatten, gedeckt vor den feindlichen Bogenschützen und Armbrustern, welche Strahl und Bolzen ziemlich wirkungslos in das Dickicht schnellten, so lang die Munition vorhielt. Man konnte sich dem Gebote längerer Ruhe um so weniger verschließen, als die zahlreichen Kampfunfähigen aller Sorge bedurften; nach dem gewöhnlichen Verhältniß zu den Todten, welches durch überwiegende Wirksamkeit der blanken Waffe nicht verringert wird, waren es wenigstens 500 ernstlich Verwundete. Auch durfte man jetzt, nachdem die Entscheidung bereits gefallen war, für die letzte Arbeit noch Helfer aus der Nachbarschaft erwarten, die auch nicht ausgeblieben sind, wieviel und von woher läßt sich nicht entnehmen: „aus Gottes Schickung" ist gesagt.

Als die Sonnenstrahlen nur mehr schräg über das Schlachtfeld fielen und die Glühhitze nachließ, traten die Eidgenossen zum Angriff an, der von drei Seiten erfolgte. Der todwunde Gundoldingen konnte am Kampf nicht mehr eigenhändig Theil nehmen, es waltete neben ihm der erfahrene Kriegsmann Antonio da Porta, ein Mailändischer von Adel, angesessen zu Fluelen am See, auch Bürger von Luzern, man nannte ihn in der neuen Heimath zer Port. Er versah beim Heere der Eidgenossen den Dienst, welchen Hasenburg bis zum Tode dem Herzog geleistet hatte. Dieser leitete nun das Gefecht. Die am stärksten bedrängten Flügel der herzoglichen Aufstellung waren keines langen Widerstandes fähig, der vollständig umfaßte linke verlor seinen Anführer Schlandersperg und

war bald vernichtet; der rechte, wo Reinhard von Wehingen in der Noth ewige Messen nach Kiens gelobte, mußte nach schwerem Verluste weichen, fast alle oder alle Schultheißen der Habsburg'schen Städte waren gefallen, ehe die blutende, todesmatte Schaar sich den Streichen der Sieger entzog. Die Dichter haben auch diese Flüchtigen hart getadelt, nach ihrer romantischen Auffassung hätten sie sich alle wie der kühne Wolfhart im Saal zu Etzelnburg „herrlich erschlagen" lassen sollen. Allein, es kann einer stark gelichteten und völlig erschöpften, ihrer Führer beraubten und aus der kampfbereiten Verfassung gekommenen Truppe nur dann, wenn sie einen vertheidigungsfähigen Posten von entscheidender Wichtigkeit besetzt hat, zugemuthet werden, daß sie dort bis auf den letzten Mann ausharrt, außerdem, wie im vorliegenden Falle, wäre es ein unbilliges und thörichtes Verlangen, daß sie sich unnütz hinschlachten ließe; sie hat vielmehr zum Zurückgehen nach einer haltbareren Stellung befehligt zu werden, wo sie sich ordnen und dann, wenn sie aus vorzüglichen Soldaten besteht, den Augenblick zu wirksamem Eingreifen in das Gefecht ersehen wird. Dieser Augenblick aber ist an dem Tage nicht gekommen, und gewiß hat Mancher, am meisten der Unterlandvogt, die Stunde verflucht, da er das Schlachtfeld räumte, und die todten Waffenbrüder beneidet. Noch jetzt nach einem halben Jahrtausend tritt dem Wappenkündiger, so oft er jenes W im blauen Schild sieht, das Weh von Sempach vor die Seele, trotzdem daß ein anderer Wehingen, der dort gefallen ist, auch den Ruhm von Sempach an diesen Namen gebunden hat.

Noch stand das Centrum, eine Eisenmauer, daraus drei über einander starrende Reihen von eingelegten Speeren sich den Angreifern entgegenreckten wie eine Stachelhecke von indischem Stahl. An diesem unnahbaren Quarré kam das Gefecht zum Stehen. „Schlagt auf die Glenen, sie sind hohl", rief da Porta. Allein die sechzehn Schuh langen bunten Schafte waren nicht hohl, sondern „unbesniten und unbeschaben" aus festem Eschenholz, geschiftet mit dolchscharfen Spitzen. Es wird Niemand als etwa jene mit der Birkenrinde dem wälschen Ausspruch geglaubt haben, allein auch ohne die Gefahr zu mißkennen warf man sich ungestüm auf den Igel. Doch die abgespannten Kräfte der todesmuthigen Ritter reichten noch hin zu grausiger Züchtigung jedes solchen Versuchs; Meister in der Handhabung der Lanze streckten sie Alles was nah kam

nieder: schon lagen die Leichen von 60 der mannlichsten redlichsten Eidgenossen vor der Eisenfront, und noch mehr wälzten sich im Blute. In diesem Augenblicke setzte Erni Winkelried aus Unterwalden glühend vor Kampfesmuth und Vaterlandsliebe Alles daran, den Sieg zu vollenden, er soll den umstehenden Landsleuten zugerufen haben „ich will euch eine Gasse machen", dann griff der Starke ohne des augenscheinlichen Todes zu achten, so viel Speere als er erfassen konnte, drückte sie nieder und warf sich schwergetroffen im Sinken auf dieselben. Um theuern Preis war der Einbruch erstritten, nun aber drangen die Rächer blitzschnell in's Innere, die langen Speere waren jetzt ganz unbrauchbar, das gesprengte Viereck klaffte nach allen Seiten, über Helm und Staub glitzerten im Abendsonnenschein die geschwungenen Mordwaffen, deren gewaltigen Hieben kein Kriegshelm, kein Panzer widerstand, und unter dem Dröhnen des Stiers von Urt sank die Blüthe deutscher Ritterschaft.

Man zeigt noch die Stätte von Winkelrieds Aufopferung, es stand dort zwischen Eichen ein großer Birnbaum, doch hat er das halbe Jahrtausend nicht ausgedauert, 1822 hieb ihn Bartlme Troxler altershalb um.

Während des Blutbades warf Leopold den gekrönten Helm mit dem Pfauenschweif ab, um frei zu athmen und drein zu schlagen; es strömten die reichen goldenen Locken wie sie noch an den beiden Kaisern Max bewundert wurden, ritterliche Gestalten ebenso gefährlich auch in der Männerschlacht. Er hieb sich mit einem kleinen Theil der Seinen durch bis zur Stelle, wo die Kapelle erbaut ward, 120 Schritte von jenem Grünbirnbaum. Hier, wo man das ganze Feld bequem übersieht, hielten die Letztlinge der Schlacht. Der Wald, durch welchen man heut Morgen zur Unglücksstätte gekommen, stand nah, doch waren Fluchtversuche, auch wenn jemand daran gedacht hätte, zu Fuß in der schweren Rüstung unmöglich, und fast alle Rosse längst fort. Da führte man dem Herzog eines der wenigen angebunden stehengebliebenen — das einzig vorhandene sagt der Bericht — vor, er solle sich retten. Der Habsburger wies es ab: **„Besser mit Ehren sterben als mit Schande leben und nicht mehr vor edlen Frauen bestehen."**

Schnell war das kleine Häuflein umringt von der zwanzigfachen Ueberzahl sieghafter Eidgenossen. Nach dem dargestellten Gange der Schlacht war es bis

jetzt, die Erbitterung bei Seite gelassen, unmöglich, Gefangene zu machen. Jetzt aber? Wenn es den Führern der Waldstätte gelang, ihren an Leib und Seele über alle Beschreibung erhitzten und mit nur zu viel Grund der Rache herbeistürmenden Mannen Einhalt zu gebieten! Noch unwahrscheinlicher ist es, daß Leopolds Getreue, unter keinen Umständen zum Waffenstrecken geneigt, sich jetzt dazu bequemt hätten, gehoben wie sie waren von freudigem Stolz, mit dem ewig ruhmgekrönten fürstlichen Ritter zu sterben, dessen begeisternde Worte sie eben vernommen. Allein man konnte sie überwältigen und lebendig fangen, denn es waren wenige Gesunde darunter, auch diese zum Tode erschöpft, die Speere entfielen ihren Händen. Es steht aber nirgends, daß eine Aufforderung zur Schaftlege an sie ergangen wäre.

Des Herzogs gewaltsamer Tod war ein sichres Mittel, den Bruch unheilbar und jeden Gedanken an Versöhnung unmöglich zu machen, dann war es mit der „österreichischen" Partei in Luzern, Zürich, Bern u. s. w. für immer vorbei, wenigstens mit allen Hoffnungen einer solchen, und die Entfaltung der Eidgenossenschaft gieng im Sinne der Neuerer vor sich.

In der achten Stunde war es, daß die Sieger in den Klumpen der Todgeweihten drangen, diesmal ohne viel Verlust, das Gemetzel dauerte nur Minuten. Noch focht Leopold, mit vielen Wunden bedeckt, gegen die Andringenden, beim letzten Hiebe brach das herzogliche Schwert. Er sank in den Arm des Ritters Malterer und glitt zu Boden. Der Alte vertheidigte noch den Leichnam, bis er auf ihm erschlagen war.

Abendliches Gesäusel wehte über das Leichenfeld. — Dann Todtenstille, nur unterbrochen vom leisen Gebet der Sieger.

In jenen Zeiten pflegte man nach jeder Schlacht von beiden Seiten einige erfahrene Krieger abzuordnen, um gemeinschaftlich festzustellen, wer das Beste von Allen gethan! Diesmal war es unmöglich! Wäre es aber, wer hätte den Preis bekommen? Winkelried, ruft mancher Leser vielleicht entrüstet über die Möglichkeit eines Zweifels, so hat auch sein Volk geurtheilt, — und wenn nicht Winkelried, dann jedenfalls der tapfre Habsburger, das Muster eines Fürsten, der Spiegel der Ehre! Gundoldingen! hätte es von den Lippen der unbestechlichen Preisrichter geklungen. Er war es, der die Schlacht helden-

müthig geleitet und sterbend gewonnen hat. Ihm verdankt die Schweiz ihre Unabhängigkeit. Durch die unvergleichliche Tapferkeit der Eidgenossen, auf die er fest gezählt hat, ist das Spiel gewonnen worden. Sie blieben frei! Was das werth ist, ermißt man am schnellsten aus dem Schicksal anderer Völker, der Sundgauer, vom selben alemannischen Stamm und von gleicher Tapferkeit wie sie, welche zweihundert Jahre lang im Dienst Frankreichs gegen das deutsche Vaterland fochten, der Breisgauer, Würtemberger, Schwaben, die kürzere Zeit aber desto kummervoller den Fahnen eines fremden Emporkömmlings in den Kampf gegen Treue und altes Recht folgen mußten. Engherzige, die an Alles das niederste Maaß anzulegen gewohnt sind, werden etwa fragen: aber was haben die Eidgenossen eigentlich davon? Solchen Krämerseelen läßt sich auch für sie befriedigend antworten: die Schweizer zahlten bis vor kurzem keine Steuern, heut noch werden sie von Abgaben und Wehrpflicht sehr wenig gedrückt.

Verfolgung hätte nach so heißer Schlacht nur durch frische Truppen geschehen können, hier aber waren die letzten Reserven längst eingesetzt. Einen andern Grund der Unterlassung erwähnt der gelehrte Tschudi nicht, obschon er ihn wohl hätte wissen können, denn noch zu seiner Zeit verschmähten es die mannhaften Eidgenossen, dem geschlagenen Feinde nachzufolgen; nur so lang er in Wehr vor ihnen stand, griffen sie an. Was war auch viel zu verfolgen? Ein und der andere Rittersmann hatte sich allerdings selbst der letzten eisernen Umarmung entwunden, von Einem wenigstens ist's sicher, Ritter Heinrich von Mörsberg, der deswegen sein Lebtag in hohem Ansehen stand, als Schiedsrichter aufgerufen wurde, stets zur Geltung kam als tapfrer vertrauenswürdiger Krieger. Außerdem aber hätte man wohl Niemanden erjagt als etwa einige Sterbende in nächtlichen Schlupfwinkeln. Die Entflohenen von früher hatten schon weiten Vorsprung, zwischen ihnen und einer eidgenössischen Colonne kam es erst Tags darauf bei Sursee zum Scharmützel. Einen Feldflüchtigen, Peter von Cly Herrn zu Goldenfels oder Roched'or aus dem Jura, Pfandinhaber des Schlosses Rosenfels, ereilte sein Schicksal noch am Abend der Schlacht, als er mit seinem Diener über den Sempacher See fahren wollte; den einen wie den andern ertränkte „ob seiner Bosheit" der Schiffmann Hans Root zu Nottwyl.

Das ist der Herr von Clee des Schlachtliedes, der Gre einiger Verzeichnisse, der Graf Andreas von Cleve Cysats und der Schlachtkapelle, wo ihm unbedenklich das Herzogswappen von Cleve zugetheilt wird.

Oft genug ist Plündern die Schuld gewesen, warum Verfolgung versäumt wurde. Die Beute an herrlichen Waffen, kostbarem Harnisch und Geschmeid, auch an Golde war reicher als man seit Coucy im Land Aehnliches erblickt — freilich „nur ein Wind" gegen die burgundische Beute von hundert Jahr später. Im Sempacherbriefe von 1393 brauchte man ein Beispiel der Warnung wie es nicht gemacht werden darf, und hielt sich an eine bekannte Gelegenheit, ob ganz stichhältig, darauf kam's weniger an, da kein Widerspruch zu besorgen stand. War die Verfolgung nicht beabsichtigt, ferner überflüssig und vor Allem unmöglich, so ist es nicht Beutegier, die sie verhindert hat. — Bei der Vertheilung bekam (nach später Sage) der Luzerner Rathsherr Ludwig Feer — der mit dem rothen Löwen in Silber — Leopolds zerhauenes Panzerhemd, der goldgewirkte Lendner kam nach dem nahen Kloster Neuenkirch. Achtzehn und mehr Panner wurden vertheilt, zehn davon trugen die Luzerner beim Triumph am 12. Juli heim, nachdem man drei Tage auf dem Schlachtfelde verharrt.

Schon am Tage nach der Schlacht — so sagen die Berichte — kamen viele Freunde und Diener der Erschlagenen, ihre Leichen nach den Erbbegräbnissen abzuholen, es wurden deren sechzig nach allen Richtungen hinweggeführt. Bei den Tirolern wäre solches nicht wohl möglich gewesen, diese, dann einige dem Herzog Naheſtehende — darunter Malterer und der edle Mülinen — 27 an der Zahl wurden mit ihm in Königsfelden beigesetzt. Von den Siegern fanden viele ihr Grab in der schönen Heimath am See. Die Uebrigen, Freund und Feind, liegen in gemeinsamer Grube, deren Umkreis mit steinernen Kreuzchen bezeichnet ist. Aus der Größe des Raumes läßt sich annähernd die Zahl der Opfer berechnen, sie stimmt mit jener in nachfolgender Todtenliste.

„Ich kann euch nicht bescheiden, was seither geschah,
Als daß man Frau'n und Jungfrau'n immer weinen sah,
Dazu die edlen Knechte, um lieber Freunde Tod —."